

# Der altgriechische Volkscharakter

Autor(en): **Schläpfer, Lothar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **39 (1952)**

Heft 18: **Stellung zur Technik ; Gesamtunterricht?**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537963>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— Und heute ist der Waldbestand durch das eidgenössische Forstgesetz geschützt.

Mit diesen wenigen Hinweisen möchte ich zu meinen Waldskizzen, die mir eine lange Abhandlung ersparen, und zu ihrem Unterrichtsgebrauch Stellung nehmen. Mir scheint die Anordnung und die Reihenfolge wichtiger als die Skizzen selbst. Ich habe mich gelegentlich an Vorlagen oder Fotos gehalten. Ich will sie niemandem als Unterrichtsgegenstand zum Ge-

brauch empfehlen. Wo dies möglich ist, mag jeder Betrachter selbst entscheiden. Ich gebe vielmehr die Anregung, darin zu lesen, was nicht beige druckt ist. Darum trägt Blatt 11 nur noch kurze Schlagzeilen. — Mir aber scheint doch, da müsse man die Buben und die Mädchen rufen und sie hineinführen in den Zauber des Waldes; wir müßten sacht auf Zehenspitzen hineintreten, hineinschauen, hinlauschen! Wir würden es dann inne werden: Auch an uns ging ein großes Geheimnis — ein Wandel vor!

## MITTELSCHULE

### DER ALTGRIECHISCHE VOLKSCHARAKTER

Von P. Dr. Lothar Schläpfer, Appenzell

Gegen allerhand Verzeichnungen älterer und neuerer Zeit ist festzuhalten, daß das Griechentum zu keiner Zeit und an keiner Stelle die endgültige Form des menschlichen Geistes gefunden hat. Die Totalität des griechischen Geistes erschöpfte wohl in gewissem Sinne das, was man als *Menschentum* bezeichnen kann, Menschentum, das ein reiches Maß an Streben, aber auch an Irren und zeitlicher Beschränktheit in sich schloß. Diese Totalität ganz und in all ihren Tiefen gleichmäßig zu erfassen, übersteigt das Vermögen eines einzelnen. Es kann darum auch uns nur darauf ankommen, die besonders in die Augen springenden Züge des griechischen Volkscharakters, d. h. der rasenmäßigen Formanlage des griechischen Geistes nachzuzeichnen.

»Von welcher Art war der griechische Volksschlag?« fragt Pseudo-Dionysios in seiner »Kunst der Beredsamkeit«. Er gibt die Antwort: »Der Athener ist durchdringenden Geistes, geschwätzig, klug; der Ioner weichlich, ungebunden; der Boioter einfältig; der Thessaler hinterlistig und verschlagen.« Diese Antwort kann und will

keinen Anspruch erheben, das Problem in seiner Ganzheit zu umfassen; aber sie bringt die wichtige Tatsache zum Ausdruck: Es gab beim griechischen Volk stammeseigentliche Unterschiede in der Charakteranlage, oder richtiger gesehen: das Eine prägte sich in sehr verschiedener Stammeseigentümlichkeit aus.

Betrachten wir zunächst die bestimmten seelischen Grundzüge der drei altgriechischen Hauptstämme; denn erst von den Stammeseigentümlichkeiten aus kann sich uns der Kreis zum allgemeinen Volkstum erweitern.

Der *Nordwestgriecher* war ein Mensch von urwüchsiger Kraft, die fast barbarische Roheit annehmen konnte. Ein Bedürfnis nach kultureller Bändigung oder Milderung dieses Wesens spürte er kaum. Ganz dem »speergewonnenen« Boden hingegeben, führte er darauf ein rauhes, nüchternes, oft recht beschwerliches Dasein. Stammesfremde Anschauungen und Einrichtungen vermochten ihn kaum zu beeinflussen. Nur was seiner Art entsprach, nahm er von außen in sich auf und offenbarte eben darin einen

typisch griechischen Grundzug. Für straffe Lebensordnung und organisch begründete Staatsführung hatte er nicht sonderlich viel übrig, dafür bewahrte er in naturhafter Reinheit eine aller Eifersucht abholde Menschlichkeit und einen wachen Blick für Freiheit und Freiheitlichkeit. Der Mangel an politischer Gestaltungskraft und Geschlossenheit ließ ihn ferner seinen Geist für pangriechische Gedanken und Strömungen am weitesten offenhalten.

Der *Ioner* war ausgesprochener Individualist, der sich infolge Mangels an Gemeinsinn in seiner stolzen Einsamkeit heimischer fühlte als in einem wohlgeordneten Staatsgebilde. Dem weltoffenen, ewig ruhelosen Seefahrer, dessen Element das Meer mit seinen Abenteuern war, verblaßten Gemeinschaft, Staat und soziale Bindung. Weit mehr als politische fesselten ihn wirtschaftliche Interessen und der Trieb nach den Zielen lockender Ferne. Seine angeborne Besitzfreude, Gewandtheit und Unternehmungslust fanden im Handels- und Gewerbsleben weit höhere Befriedigung als in den Aufgaben des Staatsbürgers. Mit dem kühnen Flug ins Weite entschwand ihm auch der angestammte Glaube der Ahnen, so daß er das Geschehen der Welt aus natürlichen Ursachen zu begreifen suchte. Ionertum war ferner Anmut und Eleganz, weichliche Üppigkeit, Leidenschaftlichkeit, höchste Empfindsamkeit, die auf die tausend Reize des Lebens äußerst beweglich reagierten. Neigung zu schwelgerischem Lebensgenuß, Sinnenfreude, die zum Augenblicke sagen möchte: »Verweile doch! Du bist so schön.« (Anakreon, der lebenswürdige Sänger friedlichen Lebensgenusses, ist echter Ioner.) — Ionertum war aber auch vielseitigste Begabung und brachte geniale Denker und Künstler hervor, Männer, die die verheißungsvollen Anfänge der Wissenschaft sowie der Poesie und der Prosa schufen, die in Plastik, Architektur und Malerei Wertbeständiges erzeugten, an zivilisatori-

schen Fortschritten Neues und Zukunftsvolles erreichten. — Der Ioner war der fortschrittlichste aller Griechen. Doch fehlte ihm der Sinn für die ethisch-religiösen Probleme des Lebens und das Ethos der großen, selbstbildenden Tat.

Der *Dorier* war der Gegenpol zum Ioner. Doriertum war Bindung des Individuums, Einordnung in Staat, Heer und Gesellschaft, durch Not und eigenen Willen zu kriegerischer Geschlossenheit verbundene Gemeinschaft, heiliger Ehrgeiz, als Glied eines Ganzen an dessen Aufgaben mitzuwirken, Erziehung des einzelnen zum Gleichen unter Gleichen. Dem Doriertum wohnte ein mächtiger Drang inne, dem privaten wie dem öffentlichen Leben Ketten anzulegen. Doch der Zweck dieses Zwanges war die Freiheit, die Freiheit des einzelnen, der durch Gehorsam, Selbstzucht, Ritterlichkeit, Verzicht auf privaten Lebensgenuß Herr seiner selbst werden, Freiheit der Gemeinschaft, die sich unter der Allherrschaft des über dem staatlichen Kosmos waltenden göttlichen Gesetzes zur Trägerin eines statischen, einwärts gerichteten, gegen alle Anstürme von außen gefeiten Lebens entwickeln sollte. Und schon das Doriertum lebte ganz aus dem Gedanken: »Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, hier sind die Wurzeln deiner Kraft.« Die Wurzeln dieser Kraft waren noch mehr als beim Nordwestgriechen die traditionellen Bindungen an Blut und Boden. Element des Doriertums war die heimatliche Erde. Hier so tief und so breit wie möglich zu wurzeln, verlieh Kraft, Geltung und Würde, Entwurzelung schaffte Elend und Schmach. Doriertum war daher auch Selbstabsonderung von allen Umwelteinflüssen, Bestreben, die eigenen Kräfte in gedrängter Wucht zusammenzuhalten und das Ideal der eigenständigen Menschenformung rein zu bewahren. Doriertum war schließlich Freude am sportlichen Wettkampf und

rauhe Lust an kriegerischem Kräftemessen, aber auch heitere Hingabe an Jagd und Spiel und frohe Feste.

Ionisches und dorisches Wesen: die beiden großen, aber sich herrlich ergänzenden Gegensätze! Dieses Gegeneinander in sich zu schöpferischer Einheit auszugleichen, war die historische und zugleich angeborene Sendung *Athens*. Von Natur aus ionischen Geistes, nahm es vom dorischen Wesen eine gewisse kräftigere und härtere Art und festere Zielstrebigkeit in sich auf. »Attischer Geist heißt griechischer Geist in voller harmonischer Entfaltung seiner Kräfte« (M. Pohlenz). Nicht nur von der kulturellen Bedeutung Athens, sondern auch von der Seele seines Volkes gilt das stolze Wort des Thukydides, es sei das »Hellas von Hellas«. Das Antlitz der ionisch-attischen Volksseele möchte daher deutliche Gestalt gewinnen, wenn im folgenden von der Wesensart der Griechen schlechthin gesprochen wird.

Dem Griechen eignete zunächst in hohem Grad die *Fähigkeit zu plastischer Seh- und Gestaltungsweise*. Die Wurzel der griechischen Denkform war der klare Blick für die natürliche, organische Struktur alles Seins, welcher im einzelnen ein Glied des Ganzen erblickt; der ausgeprägte Sinn für die Naturformen und die in ihnen walten- den Gesetzmäßigkeiten. Damit verband sich der mächtige Trieb, das lebendig Geschaute plastisch zu gestalten. Mit einer das All und die Seele durchschweifenden Phantasie formte dieser urgriechische Trieb zuerst die »herrlichen Wunder« des Mythos (Horaz). Er offenbarte sich dann vor allem in den Meisterwerken der bildenden und darstellenden Künste, in Bildnis- und Baukunst, in Epos, Tragödie, Komödie und Rede, ja sogar in der Philosophie mit ihren geschauten Denkformen, die Gestalt und Begriff zugleich sind (das besagt ja das Wort »idea«). So wurde der Grieche zum Philosophen unter den Völkern. Denn der Drang,

den Gegenstand immer als Ganzes, eben in seiner »Idee«, zu sehen, den bleibenden, über alles Zufällige erhabenen Ordnungen der Dinge nachzugehen, offenbarten sich in allen Äußerungen seines Denkens, Redens und Handelns. Damit ist auch schon gesagt, daß beim Griechen das rationale Element noch stärker entwickelt war als die Phantasie. Für den Logos, die denkend-redende Vernunft, hat aber das Allgemeine größere Bedeutung als das Besondere. Daraus erklärt sich der zweite Grundzug der griechischen Volksseele: *der Hang zur Beschäftigung mit Ideen*.

Voran stand das Ideenpaar, um das wie um zwei Pole das ganze Leben des Griechen kreiste: *Staat und Religion*. Die Verhaftung in die Polis bildete seine eigentlichste Wesensart. Diese Bindung an den Staat bedeutete aber auch religiöse Gebundenheit; war die Religion doch der Grund, auf dem der Staat ruhte. Das Leben der Bürger galt der Polis, das Leben der Polis war Dienst an der Gottheit. Doch war es ein Gebundensein in Freiheit. Denn auch der Begriff *Eleutheria* übte eine mächtige Anziehungskraft aus: Freiheit der Gemeinschaft im politischen wie religiösen Leben. Daher wurde jeder religiöse Dogmenzwang abgelehnt. »Das Hellenische ist das Freie«, mahnte ein alter Spruch.

Eine beherrschende Stellung hatte auch die Idee der *Schönheit*. »Damals war nichts heilig als das Schöne« (Schiller). Wahr an diesem übertreibenden Dichterwort ist, daß das Schöne als heilig und ehrfurchtgebietend galt. Denn die Ästhetik hatte ihre Schwester in der Ethik, das Sittlich-Schöne war das Gute. Elemente des Schönen waren *Mitte und Maß, Klarheit und Harmonie*. »Griechheit, was war sie? — Verstand, Maß und Klarheit« (Schiller). Dem Griechen wohnte also ein hochentwickelter Schönheitssinn inne. Bei diesem »schönheitstrunkenen Volk« (Jean Paul) durchwaltete das Schöne alle Bezirke des Lebens; ja sein

ganzes Leben war eigentlich nichts anderes als ein »Wettbewerb um das Schöne« (Platon). Die höchste Form der Schönheit war die menschliche, Adel von Seele und Leib das höchste, allzeit bewunderte Bildungsideal, der »Schöne und Treffliche« (kalos kagathos), das Musterbild des Menschen. Mit der Aufgabe des Menschen, in veredelter Selbstliebe in sich die Forderung höchster *Areté* zu verwirklichen, d. h. »das Schöne sich selber zu eigen zu machen« (Aristoteles), befaßte sich die »*Paideia*«. Der Mensch stand überhaupt im Mittelpunkt des griechischen Denkens; der wahre Schönheitssinn fand seine höchste Auswirkung im *anthropozentrischen Lebensgefühl*. Der Mensch war wirklich »das Maß aller Dinge«, die Gestaltung des Lebens nach Menschenmaß ein Grundzug des hellenischen Wesens. Die Bildniskunst formte in erster Linie die menschliche Gestalt (auch wenn sie Götter darstellte). Die Philosophie gipfelte im Problem des Menschen. Alle Dichtung kreiste um den Menschen. Der Staat war die Stätte der Menschenformung.

Von den Grundbegriffen, die im Denken der Griechen sonst noch eine bedeutsame Rolle spielten, seien erwähnt: *Dike*, die göttliche Rechtsidee, eine religiöse Personifikation von erheblicher Mächtigkeit, *Nomos*, der Geist von Gesetz und Brauch, von dem einer ihrer Größten gesagt, er sei »der König über alle« (Pindar), *Eudaimonia*, die »Befriedung des Daimons«, das innere Glück als natürliches Ziel des menschlichen Daseins.

Die angeborene *Forschungslust und Entdeckerfreude* machte das Volk der Griechen geeignet, auf allen Gebieten der Wissenschaft hervorragende Pionierdienste zu leisten, wie schon die Namen dieser Wissenschaften verraten. Für Philosophie und Geschichtswissenschaft sind die Griechen die klassischen Lehrer des Abendlandes geworden. Für andere Wissenschaften, wie Astro-

nomie, Mathematik, Mechanik und Physik, Zoologie und Botanik, Geographie und Staatslehre, haben sie die tragfesten Fundamente gelegt. Die verschiedenen Wissenszweige und Verfahren der Heilkunst enthalten gleichfalls schon durch die Namen ihre Herkunft (vgl. z. B. die *Termini*: Symptom, Prognose, Diagnose, Pathologie, Therapeutik, Chirurgie, Anatomie, Physiologie, Pharmakologie usw.). Auch auf dem Gebiet der Technik hatte griechischer Erfindungsgeist bewunderungswürdige Leistungen vollbracht.

Eine weitere Eigenart des griechischen Nationalcharakters war das fein entwickelte *Naturgefühl*. Doch auch die Natur wurde immer zum Menschen in Beziehung gesetzt. Der tiefste Grund für dieses in der griechischen Volksseele webende und wogende Gefühl war die Erfahrung, die Xenophon in die Worte geprägt: »Wunderbar ist die Natur und voll Liebe zu den Geschöpfen.«

Das Wesen des griechischen Menschen wurde von allem Anfang an entscheidend bestimmt durch den *agonalen Geist*. Bei einem Volk, »dessen einziges Streben das Streben nach Ruhm war« (Horaz), herrschte der Trieb, sich in heißem Wettringen um die vollkommene Leistung zu bemühen, alle Lebensäußerungen des Einzelnen wieder Gemeindestaaten. In Friedenszeiten fand dieser Trieb seine höchste Befriedigung in den gymnischen und musischen Wettkämpfen. Doch auch der Krieg sollte nicht sosehr ein wilder Raub- und Mordzug, als vielmehr ein kunstgerechtes Überwinden des Gegners durch das höhere Maß von geschulter Kraft, Kampfeszucht und Todesmut sein.

Der Grieche war auch ein Mensch naturmächtiger *Lebensliebe und Lebensfreude*, eines ganz der Welt zugewandten, auf den Genuß des Augenblicks gerichteten Sinnes. Hieraus erklärt sich seine kindliche Freude an Sport, Spiel und Kunst. Andererseits war

er aber zu empfindsam und hellichtig für die Wirklichkeit des Daseins, um im Becher seiner Lebensfreude nicht auch einen großen Wermutstropfen der Schwermut zu spüren.

Schließlich kennzeichnete den Griechen eine angeborene Unbefangenheit, besonders dem Geschlechtlichen gegenüber. Daher ließ er die Nacktheit nicht bloß in Kunst und Kult, sondern auch in gewissen Bezirken des Alltagslebens (z. B. im Gymnasium) eine bedeutsame Rolle spielen.

Das Bild des hellenischen Volkscharakters wäre unvollständig, wollte man nicht auch seine *Fehler und Mängel* erwähnen. Schwach entwickelt war beim Griechen der eigentlich *historische Sinn*, was ihn allerdings auch vor der Überschätzung der geschichtlichen Betrachtungsweise (Historismus) bewahrte. Wirkliche *Schattenseiten* waren die Neigung zu Überheblichkeit und Geschwätzigkeit, vor allem aber der Mangel an Ehrgefühl und sittlichem Empfinden. Letzterer offenbarte sich besonders in der herrschenden Eifersucht, Rachsucht, Scheel-, Streit- und Schmähsucht (Früchte der politischen Zersplitterung), in der odysseischen Schlauheit, Verschlagenheit und Wortbrüchigkeit, in der Habgier und Be-

stechlichkeit, die sich häufig bis zur Bereitschaft zum Vaterlandsverrat steigerte, in der Freude an List, Trug und Ränkespiel und im Hang zur Sinnlichkeit. Der Grieche verachtete im allgemeinen die Dummheit mehr als das Laster und wollte lieber für klug als für ehrlich gelten.

Zusammenfassend können wir das griechische Wesen nicht besser als mit den Worten von Walther Kranz umschreiben:

»Griechentum ist geladen von Energie, die sich nach sehr verschiedener Richtung Bahn bricht; griechisches Wesen schwingt um zwei Pole, denen man verschiedene Namen geben kann und muß: Kosmos und Chaos, Apollinisches und Dionysisches, Olympisches und Orphisches, Sinnenlust und Sinnenflucht, Weltfrömmigkeit und Jenseitsglaube, Gemeinschaftsgefühl und Drang zur Individualität, so freilich, daß das Licht- und Formelement über das des Dunkels und des Formlosen durchaus triumphiert, das ihm doch als Mutterstoff und Lebenselement immer notwendig bleibt.«

(Man vergleiche zu obigen Ausführungen das sehr interessante Bändchen »Eigenart der Griechen« von Richard Harder, das in der Sammlung »Die kleine Herder-Bücherei« 1949 erschienen ist. Die Redaktion.)

## U M S C H A U

### SR. MARGRITH SLACHTA

Als im Jahre 1946 im Parlament des neuen Ungarns die Abgeordnete *Sr. Margrith Slachta* ihre erste Rede hielt, und sie unter begeisterten Zurufen, donnerndem Applaus und einer Flut von kommunistischen Schmähsätzen geendet hatte, erhob sich Georg Parragi, einer der damals führenden Politiker und Publizisten, und erklärte: »*Meine Herren, Sie hörten soeben den einzigen Mann im Ungarischen Abgeordnetenhaus.*«

In den Jahren des Naziterrors trat Schwester Slachta unentwegt für die Verfolgten und Gehetzten ein und zwar ohne Unterschied der Religion und der Rasse. In der von ihr gegründeten und geleiteten Zeitschrift »Das Wort des Gewissens« er-

hob sie lauten Protest. Bald wurde die Zeitschrift unterdrückt. Es blieb ihr nur die Möglichkeit, im geheimen zu arbeiten. Als Oberin der Schwestern »Vom sozialen Dienst«, deren Gründerin sie war, organisierte sie mit der Erfindungskraft der Liebe einen eigenen Rettungsdienst. Das Haus der Schwestern wurde den politisch Verfolgten geöffnet. Auch diese Möglichkeit sollte zerstört werden. Doch durch ihre feste Haltung imponierte sie dem Chef der Gestapo, daß er ihr einmal 24 dieser Ärmsten, die schon verloren schienen, aus dem Gestapoquartier freigab. An der Türe hielt sie der Chef zurück und sagte ihr: »Eines müssen Sie mir versprechen. Sie müssen aufhören gegen uns zu arbeiten.« Sie antwortete ruhig: »Das ist unmöglich.